

nacher in anderen Klimaten, bei einem Wechsel des Wirkungskreises erkleckliche Erfolge gehabt. Obwohl man das wußte, bedeutete es doch für das Prager Lokalglück eines Künstlers einen argen Stups, wenn Andriusch sein Verdammungsurteil in den Worten »sans moi« über ihn verhing, was er affektiert »sans moj« aussprach. Es besagte, daß er die Konzerte des Herrn oder der Dame X nicht mehr zu besuchen gedenke, die Rezension so minderwertiger Leistungen von nun an der »zweiten Garnitur« überlasse. Für Sängernnen hatte er übrigens den gleichbleibenden Ausdruck »Dreckschleuder«, der aber in diesem Fall vom künstlerischen Grade der Betreffenden unabhängig war und ausschließlich das Sexualwesen, das Weib in ihr meinte. In froher Jugend, die nun weit zurücklag, hatte er nämlich von dem galanten Abenteuer mit einer Sängerin einen Denkart zurückbehalten, der sich mit zunehmendem Alter deutlicher geltend machte und ihm mit dem tänzelnd unsicheren Gang des Rückenmärkers einen allgemeinen Kräfteverfall bescheerte. Ohnmächtige Wut und Rache entlud sich in dem genannten bösen Schimpfnamen, Haß und Bitterkeit gegen alle Menschen, die Frauen zumal. In letzter Zeit konnte er das Theater seiner Hinfälligkeit wegen nur noch, vom Publikum abgetrennt, in einer Loge besuchen – ein trauriger Anblick, wenn der schwerkranke Mann mit dem blassen, ausgebleichten, seitlich ein wenig verrutschten Gesicht seinen Stammpflicht einnahm, und überdies rührend anzusehen, daß ein schönes, zartes junges Mädchen, eine Verchrerin seiner geistreichen Feuilletons, stets an seiner Seite saß, ihn begleitete, ihm den Krückstock reichte, ihn auf der Logentreppe stützte; eine edle unschuldige Vertreterin des von Andriusch so häßlich geschmähten Geschlechts.

Einmal nun hatte der Rezensent zum vierhundertstenmal »Cavalleria rusticana« zu besuchen, einer dieser »Dreckschleudern« wegen, die auf Engagement debütierte. Vor der Aufführung bat ihn Simta in sein Sanktuarium, um ihm zu sagen, daß die Direktion zwar grundsätzlicherweise keinen Einfluß auf die Äußerungen der kritischen Geister im Blatt nehme – diesmal aber müsse er eine Ausnahme machen, denn für Fräulein Meyer, die die Santuzza singe, habe sich einer der drei Herren von Jaglositsch höchstpersönlich in einem langen Telegramm aus London dringend verwendet. Also . . .

Also?« wiederholte Andriusch, indigniert. Ich darf auf Ihre mit Recht gepriesene Stilkunst zählen. sogar für den unwahrscheinlichen Fall, daß dieses Fräulein Meyer –«

»Diese Dreckschleuder«, unterbrach Andriusch.

Ihren künstlerischen Ansprüchen nicht ganz genügen würde, erinnere ich Sie daran, daß man als bewährter Fachmann dasselbe auf sehr verschiedene Arten ausdrücken kann.«

»Gewiß, Herr Chefredakteur«, sagte der bewährte Fachmann, nickte und ging.

Am nächsten Tag las die ganze Stadt schmunzelnd den letzten Satz der Andriusch-Besprechung, in der Dirigent, Orchester, Chor, Tenor, Bariton u.s.f., jeder nach seinen Meriten gewürdigt wurden. Der letzte Satz war kurz: »Fräulein Adele Meyer sang die Santuzza; ich muß sie loben.«

Man sprach von sofortiger Entlassung. Doch Andriusch entzog sich vermöge seiner fortgeschrittenen Paralyse jeglicher menschlichen Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit. Er starb und man vergaß ihn bald. Sein Witzwort aber ging in den Sagenkreis des Blattes ein. – Auf mich übe der Vorfall eine niederschmetternde Wirkung. Ich sah Möglichkeiten voraus, die auf dem mir anvertrauten Kunstfeld zu ähnlichen Zusammenstößen führen würden. Die vielgerühmte Unabhängigkeit des Kritikers war also ein Popanz, der im Ernstfall abgetaumt wurde. Auf ein zweifelhaftes Privileg zu verzichten erschien mir geboten. Und rechtzeitig zu verzichten, mir in meiner drückenden Trauer, die mich ohnehin manchen Tag nicht aus den Augen blicken ließ, nicht noch weitere Verdüsterungen auf den Hals zu ziehen, war ein Gebot der Klugheit. Ich bat Simta, mich auf einen anderen Posten zu versetzen oder zu entlassen. Die Vorwände, die ich zur Begründung meiner Bitte anführte, sind unwichtig.

Lebensraum – zwischen zwei Stühlen

So kam ich in die politische Abteilung. Nicht etwa, daß ich in dieser zu den Matadoren gehört hätte. Vielmehr war ich von meiner selbständigen Position hinab-

geglitten und hatte mich nun recht unscheinbar als bloßer Assistent zu betätigen, als Assistent freilich eines der wichtigsten Männer im Stab, des Nachtredakteurs Wessely, des Herrn über die Titel und Schlagzeilen.

Ab elf Uhr nachts war Wessely unumschränkter Gebieter über das Prager Tagblatt, trug die ganze Verantwortung. Um elf Uhr war nämlich die erste Ausgabe fertig, die sogenannte Provinzausgabe, die in der Nacht an die Abonnenten auf dem Lande und in die Randgebiete Böhmens ging, aber auch in Prag auf der Gasse, in Nachtelokalen, Bahnhöfen, Restaurants ausgesprochen wurde. Sobald diese Ausgabe zu Ende umbrochen und in die Maschine geschickt war, verließen Simta und der Kronprinz die Redaktion, mit ihnen oder schon vor ihnen die wichtigsten Mitarbeiter. Auf die Arbeitsräume senkte sich die Nachtstimmung herab, die zwar auch lärmend in ihrer Art war, aber von dem rauschenden diffusen Lärm bei Tag völlig verschieden. In den Korridoren stand die verbrauchte schwüle Luft, und schon das gab dem Nachtreiben etwas Abgedämpftes. Etwas von dem Bleigeruch, der die Setzerei durchzog, hatte im Laufe des stürmischen Tages, zugleich mit dem Aroma der staubigen, meist zu stark beanspruchten Dampfheizung, mit dem Getrappel der vielen Boten, Passanten, Arbeiter und Schreiber seinen Weg in alle Trakte des weitläufigen Hauses gefunden. Jetzt schlug sich die Atmosphäre in Schwaden nieder. Man hatte das Bedürfnis, die Fenster aufzureißen, selbst wenn draußen strengster Winter war. Da und dort in den Räumen klärte sich's auf, wie nach einem Gewitter. Es waren weniger Menschen anwesend als übertags. Manche Abteilungen lagen ganz im Dunkel. Nur verstreut brannte Licht in einzelnen Zellen, in denen je einer der »angesehenen Publizisten« einsam einen Artikel zu Ende schrieb.

Manche der Freunde freilich lungerten nur herum, konnten sich nun einmal (das war ihr Schicksal) von den Räumen der Irrlichter-Plantage nicht trennen, vielleicht ging einer oder der andere unerquicklicher Familienverhältnisse wegen möglichst spät nach Hause, andere warteten in Krisenzeiten gespannt auf die gerade in der Nacht reichlich einlaufenden Umsturzneuigkeiten – und es brach ja eine Zeit an, in der die Krisen nicht mehr abrisßen –, noch andere wollten einfach so lange wie möglich unter den Kollegen sein, genußhaft lang. Man schwatzte, man machte sich's gemütlich. Wesselys

blause war der Mittelpunkt – ähnlich wie tagsüber die Zimmer Simtas und Rheintalers die meisten Besucher anzogen. Der Nachtredakteur bewirtete seine Gäste mit reichlichem Cognac, mit starken Likören. Zu diesen Gästen gehörten regelmäßig auch einige tschechische Journalisten, auch solche, die bei Blättern nationalistischer Einstellung arbeiteten, von denen das Prager Tagblatt täglich als Urbild aller Vertriebsblätter, als Staatsfeind (der sie nicht im geringsten war) wüst beschimpft wurde. Aber das war Waffenklirren eines Routine-Turniers, Säbelgerassel auf dem Markt. Nachts kam man gern zu Wessely, diskutierte, tauschte behaglich Nachrichtenmaterial – es gab ja eine offizielle Nachrichtenbörse unter den Journalisten, bestimmte Cafés dienten am Vormittag diesem edlen Geschäft; die Zusammenkünfte in der Nacht bei Wessely waren gewissermaßen die inoffizielle, die schwarze Börse für Informationen, um einige Glas Bier zu kaufen man einen »Solokapper« (so hießen die Nachrichten, die man sich allein verschafft hatte, ohne Mitwisser) und die Freundschaftskurve stieg an, je besoffener man wurde. Nur Wessely selber war im Dienst, blieb nüchtern und Simtas braver Soldat.

Um seiner Ehrlichkeit und Geradheit willen genoß er die höchste Achtung aller Berufsgenossen, mochten sie in dem oder jenem Lager stehen. Er war eine einfachere Natur als die meisten andern »Tagblatt«-Leute, knorrenhaft und charakterfest. Seiner Beherztheit in erster Reihe war es zuzuschreiben, daß das Blatt ein Asyl der Freiheit wurde, als im großen Nachbarstaat drüben die Vertierung zur Macht kam. Unser »Tagblatt« schlug die Richtung ein, die sie mit einigen Schweizer und Wiener Blättern gemeinsam ausbildete – sei es auch in gedämpfteren und der Auflage weniger abträglichen Tönen. Am Anfang hatte es ein Schwanken gegeben, eine gewisse Verblüfftheit, man konnte sich nicht vorstellen, daß das hochgebildete Deutschland einem verkitschten Unhold folgen konnte. Undenkbar! »Es ist aber so«, stellte Wessely fest. – Vorher war ein oder zwei Jahre lang, in denen die häßlichen Dinge hinter der Grenze sich vorbereiteten, Professor Halfen im Oktogon herumspaziert und man konnte ihn wiederholt seine These krähen hören: »Man sagt immer, daß das Prager Tagblatt keine klare Linie hat. Ich weiß nicht, was die Leute wollen. Wir haben doch einen ganz deutlichen Standpunkt: den der Beschissität.« Der ironische Treu-Ek-

kart hatte in seiner Art nur leise gewarnt; Wessely dagegen war, als die Gerüchte vom drüben ausgebrochenen Unheil sich bewahrheiteten, ganz energisch losgegangen, hatte mit seiner echten Empörung den anfänglich zögernden Simta mitgerissen. Simta schätzte nämlich diesen überaus gewissenhaften Arbeiter ganz besonders.

Es war überdies ein schöner Zug des Chefs, daß er mit dem Lob gegen seine Leute nie zurückhielt, daß er den und jenen aufrichtig, ja mit Begeisterung hymnisierte. Über manchen äußerte er sich zuzeiten entzückt, während der Kronprinz, Simtas Schüler und Antipode, die Mitarbeiter blasiert stichelnd teils direkt, teils hinter ihrem Rücken herabzusetzen pflegte. Nun ja, alles schön und gut, aber wo war der Proust, der Gide unter ihnen? ... Als er mich eines Assistentenloses bei Wessely würdigte, packte mich Simta nach seiner Art temperamentvoll beim Oberarm, den er mit seiner Hand fest umschloß, in einem seiner unauffektierten Freudenanfälle, die ihn so sympathisch machten: »Wissen Sie, wen ich für die wertvollste Kraft in unserem Kreis halte? Wessely! Sehen Sie sich seine Schlagzeilen an. Jede ein klassisches Kunstwerk. Nicht zu kühn und nicht zu banal. Vollendet ausgewogen. Nie geschmacklos und dabei immer auffallend, wie es sein soll, attraktiv. Nie zu trocken und nie zu saftig. Glauben Sie mir, es ist nicht leicht, zwischen diesen beiden Extremen durchzugondeln. Man darf nicht fad, aber auch nicht zu witzig sein. Das Witzige beleidigt den Leser in so ersten Zeiten. Sie werden bei uns in den Schlagzeilen nie das Rhizinusöl der Faschisten finden oder Uncle Sams abgrundtiefe Hosentaschen oder umgestülpte Dichterzitate wie »Die Bundesgenossen – sie konnten zusammen nicht kommen«. Oder liebe Scherze wie »Wetlauf zwischen Klapperstorch und Antschimmel. Derlei überlassen wir neidlos den Konkurrenzblättern. Aber beobachten Sie auch, wie der Mann arbeitet. Mit welcher Akkuratess. Der Laie denkt: die paar Aufschriften, die paar Zeilen, was ist da schon dabei? Aber von denen hängt manchmal der ganze Verkauf ab. Sie geben der Nummer am Morgen das Gesicht. Ich bedaure es nicht, mich dafür eingesetzt zu haben, daß Wess bei uns das höchste Gehalt bezieht.« – Ich kann hinzufügen, daß sich Wessely auch in späterer viel gefährlicherer Zeit bewährt hat, die ich nicht mehr in der Redaktion, nur aus der Ferne beobachtend verfolgen konnte. Nie ist Chamberlains Regenschirm oder

Hitlers Feldwebelum in seinen Großbuchstaben aufgetaucht.

Wess, wie alle ihn mit einer gewissen Zärtlichkeit nannten, pflegte schon um 5 Uhr nachmittags ins Blatt zu kommen, obwohl seine Dienststunden offiziell erst abends um neun begannen. Er las alles genau, was in Druck oder Manuskript vorlag, machte sich mit dem ganzen Stoff vertraut, bis zur kleinsten Sportnachricht hinunter – um dann in der Nacht streichen und Luft schaffen zu können, wenn manchmal ungewöhnliche Meldungen in großen Stößen kamen und der Moment rasche Entscheidung verlangte. Berühmt war seine Art, nie eine Meldung, ein noch so geringes Detail, unverarbeitet zu lassen – dazu aber war es nötig, all die in konventionellem Ton einlaufenden Berichte von Grund aus umzuschreiben, nichts mehrfach zu bringen, sondern bei den massenweise mit kleinen Varianten Ähnliches besagenden Nachrichten das Wichtigste, das Entscheidende mit logischer Schärfe und instinktiv voll herauszufinden. Wess arbeitete gleichsam wie ein Geschichtsschreiber, der Wahrscheinlichkeiten beurteilt, auswählt, aber nicht auf Grund langwieriger ruhiger Archivstudien, nein, im Moment, in der Bedrängnis des wirklichen bewegten Geschehens, ein einzigartiger Geschichtsschreiber des soeben hereinbrechenden Augenblicks. Er schmeichelte nie, sah nie in den Ereignissen das, was man wünschte, sondern gab exakt die Tatsachen wieder, die meist schmerzlich waren – ebenso streng war er im sprachlichen Ausdruck, beruhigte sich nie, ehe das allein treffende Wort gefunden war, um das herumzureden er geradezu hysterisch heftig verabscheute. Kam man wie ich aus dem Kunstbereich, so konnte man beschämt sein, hier eine Skrupelhaftigkeit und ein Stilgefühl am Werk zu sehen, die den angeblich inspirierten Kindern Apollos so oft fehlten. – Seine Virginia im Mund, die Brillengläser funkelnd – so sah man den kleinen Mann, den Desperado mit der wild vorspringenden, fleischigen Nase und den dicken Mohrenlippen, zeternd durch die Korridore stürmen, den Telephonisten die Skripten aus den Händen reißen. Manchmal lief er von Zimmer zu Zimmer, kreischte: »Passen Sie mal auf, wie soll ich das sagen? Kann man das sagen: eine perfide Verschwörung? Ist nicht jede Verschwörung perfid?« Oder er hielt einen an: »Geben Sie mir eine Idee für einen Titel. Helfen Sie mir.« Man machte ihm Vorschläge, suchte den erregt Schreienden zu beruhigen.

– Es kam nicht vor, daß er verwendet hätte, was man ihm riet (meist in Eile riet, nur um ihn loszuwerden). Es war eben seine Art nachzudenken, daß er jeden so anbrüllte. Er dachte schreiend.

Die explosive Spannung in der Nachtreddaktion – zum Unterschied von der ununterbrochen wulenden und schleichen- den des Tages – rührte von diesen heftigen Ausbrüchen Wessels, aber ebenso sehr von den wilden politischen Über- sungen her, die uns die Nächte brachten. Halfen war fast immer im Blatt, er trug sein Phlegma zur Schau, aber seine Stimme zitterte, wenn durch die Korridore gerufen wurde, daß unser Londoner Berichterstatte aus dem Times-Büro sich gemeldet habe und »abgeben« wolle. »Der malachamó- wes ist am Apparat«, warf Halfen trocken hin, in diesem einzigen Fall ein hebräisches Wort benützend, das Wort, das den »Todesengel« bezeichnet. Unser vortrefflicher britischer Kollege sagte uns nämlich von seiner fernen Metropole her etwas voraus, was damals in Prag niemand glaubte, selbst der ärgste Pessimist nicht: England wird der Tschechoslowakei nicht beistehen, wenn Hitler ernsthaft seine Ansprüche auf das Sudetengebiet anmeldet und später dann auch den Rest einsteckt – ebensowenig denkt Frankreich an Hilfe und am allerwenigsten Generalissimus Stalin, auf den damals einige die festesten Hoffnungen setzten. »Alle werden euch preisge- ben«, das pflegte der Todesengel zu »blasen« – wie man das interurbane Telephonieren fachlich kühl nannte, wobei aber in diesem Fall unwillkürlich eine hintergründige Querbezie- hung zur Posaune des jüngsten Gerichtes an den Tag trat. Und so blieb denn unser Londoner immer wieder ungünstige Stimmungen. Details über die Lords und Ladies der Clive- don-Clique, die unseren demokratischen Präsidenten Benes nicht leiden konnten, parlamentarische Mißerfolge Chur- chills, des Einsichtigen, der vorausblickend dem Unheil weh- ren wollte. Ruhig sonderte Wess die Gerüchte von den Fak- ten, für die ersteren war der Papierkorb gut genug. Es blieb unter den unbestreitbaren Fakten, was das Herz drückte. Kein Wunder, daß Wess, wenn dann das Blatt »geschlossen« war, daß unser guter Wess, nach all den Boxhieben und Kicken in seine Nerven, müde und verbraucht dasaß. Es war zwischen eins und zwei nachts. Er wusch sich erst einmal gründlich von oben bis unten. Und dann – was blieb übrig, da alle edlen Kräfte aufgezehrt waren, als: zu bummeln? Zu

lauchen«, wie es in Professor Halfens Slang hieß. Ja, es ist außer der Moment gekommen, das Unliebe eingestehen und zu verzeihen: daß Wess von dem Augenblick an, da er seine mühsam aufopfernde Arbeit beendet hatte, zum Nichtsnutz wurde, daß er sich in Nachtklokalen besoff, alle Herrschaft über sich verlor, so sehr er sich während der Dienstzeit zurückzuhalten wußte. War er dann betrunken, so warf er das Geld hinaus, hielt alle frei, bot jedem, der an den Tisch trat, große Summen an, verborgte und verschenkte, was er bei sich hatte. Gesindel aller Art, Nachtexistenzen sammelten sich um ihn, wo immer er auftauchte. Je näher der Morgen kam, je mehr sein Bewußtsein nachgab, desto zahl- reicher und stärker wurden die Lemuren. Wess, wehrlos in seiner derben Treuerzigkeit, leerte seine Taschen. Er steckte daher, bei all seinem fleiß, immer in Schulden, in Wucher- händen. Mehr als einmal hatte ihn der geheimnisvolle Ver- waltungsrat des »Tagblatts« rangiert, auf Simtas Antrag – weinend hatte er Versprechungen abgegeben, bei der heiligen Pflicht gegenüber seiner Frau und seinen unschuldigen Kin- dern Umkehr geschworen, seine Ehre eingesetzt. Es half immer wieder nur für kurze Zeit. Nach einigen Wochen war er wieder in »Schwulstäten«. Wartete auf eine neue Sanie- rung. Wußte, daß den »Großkopfeten«, wie man zu sagen pflegt, über kurz oder lang der Geduldssaden reißen müsse. Halfen übrigens (mit dem wir hier soeben zitierenderweise »Tuchföhlung genommen« haben, wie er es zierlich ausdrük- ken würde), Halfen beteiligte sich keineswegs an diesen Streifzügen durchs nächtliche Prag. War der Telephondienst zu Ende, begab er sich würdig in sein Bürgerheim, den maßvollen Leitartikel des nächsten Tages meditierend. Mit ihm ging meist Doktor Fliegibus, von dem ich seltsamer- weise bisher nichts erzählt habe, obwohl er für mich allmäh- lich überragende Bedeutung gewann. Anfangs bemerkte ich ihn eben gar nicht. Er war ein stiller Gerichtssaalreporter, sehr kurzichtig, beinäh blind, so daß er sein Manuskript oder die Korrekturfahnen stets ganz nahe an die unwahr- scheinlich dicken Brillengläser emporheben mußte. Außer- dem hatte er vor einiger Zeit einen leichten Schlaganfall erlitten, von dem eine Einschränkung des seitlichen Schfeldes zurückgeblieben war. Man konnte öfters unsern mageren Doktor Anton Fliegel (dies sein wirklicher Name) in einer Ecke des Oktogons sehen und selbstvergessen den aufge-

rechten Zeigefinger der rechten oder der linken Hand von hinten weither in großem Bogen langsam an sein Auge heranzuführen sehen, wobei er starr geradeaus blickte. Er prüfte auf diese Weise sein Sehfeld. Man merkte an einem Aufleuchten seiner sonst wie toten Züge, daß er den von der Seite her sich nähernden Finger jetzt, jetzt erblickte – erst bei einer viel geringeren Entfernung freilich als ein Mensch mit normaler Sehkraft. Doch immer konstatierte er mit einem mühselig heiteren Lächeln seines langen blassen Gesichtes: »Es wird besser.« Ein unheimliches Spiel, dem ich lieber aus dem Weg ging. In seinem schwarzen, etwas glänzenden, engen, durch viele Knöpfe straff zusammengehaltenen Gehrock erinnerte mich die hochaufgeschossene schmale Gestalt an die eines Priesters – doch auch an Offenbachs Prinzen von Arkadien, den melancholisch subalternen Prinzen Siegelackstange mit der Fliegenklatsche, freilich ohne seine traurig-schöne, idyllische Melodie. Andere verglichen ihn mit einer Fledermaus und es hieß, daß auch sein Spitzname damit zusammenhinge; was aber nur dann klar wurde, wenn man den Namen in beschwörendem Tone mehrmals hintereinander aussprach und dabei mit gespreizten kralligen Fingern in die Luft griff. Der Pfaffe gefiel mir nicht. Im stillen nannte ich ihn einen Frömmeler, einen Heuchler. Warum hielt er immer die Hände vor dem Bauch gefaltet, so sanft, so schicksalsergeben? Erst später fiel mir auf, daß er überhaupt nie die Hände faltete. Ich hatte ihm ganz einfach diese Geste zugeschrieben, sie an ihm zu bemerken geglaubt, weil sie meiner Meinung nach zu ihm paßte. – So muß man eigentlich oft von dem, was man zu sehen sich einbildet, das in Abzug bringen, was man nur kraft Phantasie in die angeblich beobachtete Wirklichkeit selber hineingeschmuggelt hat.

Simta hatte für diesen Doktor Fliegibus eine besondere Vorliebe; wie er ja überhaupt nur Menschen, denen er etwas Hervorragendes zutraute, im Blatt mitarbeiten ließ; in seinen Augen stellten sie sich als eine Elite dar. »Haben Sie es schon bemerkt«, rühmte er ihn mir, »die Gerichtsbilder von Fliegibus sind besonders gut geschrieben und haben immer eine soziale Note.« Es erschien mir sündhaft, einen lebendigen Menschen auf solche Art zu klassifizieren. »So etwas liest man gern«, fuhr der Chef fort, wie um den elenden Nützlichkeitsbezug noch deutlicher hervorzuheben; was für mich gar nicht mehr nötig war. »Der Mann ist ein Dichter«, setzte er

nach noch hinzu, »er ist der Poet des Gerichtssaales. Gerade was will das Publikum haben.« Aber so lag es eben in Simtas Art; und er meinte es gar nicht böse. Es war ihm nun einmal nicht gegeben, sich anders auszudrücken oder auch nur die Dinge, die vorgingen, anders zu empfinden, als in Hinblick auf ihre Ausnützung, ihren Wert für sein Prager Lagsblatt. Ganz arglos tat er das, naiv, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, als sei es anders gar nicht möglich. Unbegreiflich, wie Naivität und nie aussetzende genaue Berechnung bei ein und demselben Menschen einander so innig-ununterscheidbar durchdringen konnten wie bei Simta.

Fliegibus gehörte nicht eigentlich fachlicherwise zur Nachtlora der Redaktion. Er hätte nach Ablieferung seiner Glossen, die der Kronprinz gerne ironisch-altertümlich »Blüetent« nannte, ruhig nach Hause gehen können. Aber er vertug keine Druckfehler in seinen Arbeiten; er war, was Ruhm und Gehalt anlangte, die Anspruchslosigkeit selber, doch zugleich viel zu gewissenhaft, um je mit der stilistischen Ausfeilung seiner Beiträge zufrieden zu sein. Er wartete auf die erste Ausgabe, um alles, was er geschrieben hatte, für die zweite nochmals durchzugehen.

Im Druck sieht doch immer alles ganz anders aus als in der Schrift«, sagte er, sich mit ungeschickten Verbeugungen entschuldigend.

»Na, da haben wir wieder mal den taufrischen Fliegibus mit seinen ewigen Verbesserungen«, empfing der Kronprinz den schlenkernd trübseligen, dabei immer unsäglich beflissenen und bescheidenen Hopfenstangen-Mann. Das ironische Wort »taufrisch« hatte Rheintaler für ihn und mich gemeinsam bereit; das war, nebenbei bemerkt, das erste, was meine Aufmerksamkeit auf diesen Fliegibus zog. So egozentrisch ist unsere niedere Menschennatur.

Wess schimpfte ihn jede Nacht tüchtig hinunter. Fliegibus nahm es mit geduldigem Zwinkern in Empfang, ließ sich aber in seiner Arbeit nicht beirren, die nach der Ansicht aller der Redaktion vollständig überflüssig war, denn den Dienstmädchen und Hausmeistern, die die Hauptleser seiner Kriminalberichte waren, kam es auf stilistische Feinessen nicht an, mindesten an, nur die puren Tatsachen waren geeignet, auf sie Eindruck zu machen.

Inmitten der Mannschaft »im Vaterhaus« (Halben hatte diese

Bezeichnung eingeführt), die bis zum letzten geblasenen Wort ausharrte, spielte ich eine seltsame Rolle: ich gehörte zu ihr (das verlangte mein Dienst) und ich gehörte doch auch wieder gar nicht hierher. Der Tod als Herrscher über das Leben, der Tod in Gestalt meiner toten Frau – darauf gab all die Buntheit, all der Lärm rings um mich keinen Reim. Der Tod hielt mich in Zwang, zog mich, wenn es noch so geschäftig um mich herum zuing, in seinen Hohlraum. Blitzartig, ohne Zusammenhang tauchten immer wieder Bilder Ediths vor mir auf, Worte, die sie ausgesprochen hatte, das Unersetzbare, das »Einmal und nicht wieder« ihres Lebens. Als ganz junges Mädchen hatte sie einst Nachhilfestunden in irgendeinem Schulgegenstand gehabt und der Hauslehrer, ein junger grillenhafter halbverhungelter Kandidat, hatte sich in das schöne Kind verliebt. Vor Beginn der Stunde pflegte er in höchster Lage einen seltsamen verzückten Ausruf auszustößen. »Perle von Rußland, du machst mich jung, du machst mich jung«, Gott weiß, aus welchem Buch er das hatte. Gleich nachher wandte er sich, als habe er seiner Begeisterung nun genug getan, höchst sachlich den geographischen und andern Lehrgegenständen zu. Edith hatte mir dies, mit vielen andern Einzelheiten ihrer jungen Jahre, berichtet. Solche Seltsamkeiten wie die »Perle von Rußland« haben etwas ganz Besonderes, Nebelartiges, Zartes. Man kann sie nicht erfinden. Als Erfindung wären sie ja auch ganz bedeutungslos. Aber sie sind Geschehnisse, tragen den Stempel der Wahrheit. Als Dinge des Lebens haben sie ihren Sinn, der allerdings in Worten nicht ausdrückbar ist. Worte bilden eine Schale und in der Schale sitzt dieser eigentümliche unvertauschbare Sinn drin; kann aber nicht herausgenommen werden. Edith verstand das.

Und ich mit ihr. Diese Gemeinsamkeit bildete eines der Bestandstücke unserer Liebe. Wer beobachtete noch so wie sie, wer konnte solche Details mit ihrem ganzen Moderduft träumerischen Narrentums so spielerisch leicht und leise wiedergeben! Ein Hauch doppelter Vergangenheit, der ihren, die sie noch nicht mit mir geteilt hatte, und der gemeinsam verlebten, in der sie mir diese Erinnerungen fröhlich erzählte: ein Lebenshauch wehte mich wie aus zwei Stockwerken übereinander an, ließ mir den Atem schwach werden. Ich hob in meinem vom Zentrum der Redaktion abgelegenen, stillen Arbeitszimmer die Hände, »Perle von Rußland!« – das war

nun aber doch ganz sinnlos. Selbst staunte ich über meine irrwitzige Geste, flüsterte aber gleichzeitig den geliebten Namen.

Warf ich mich dann in die Arbeit – was ja eigentlich meine Pflicht war; das, wofür ich bezahlt wurde –, so war, was auf mich eindrang, alles andere als etwa freudige Ablenkung von solchen Melancholien. Mein Metier war: Politik, Zeitschichte, aufmerksame Hilfsarbeit zur Stützung von Wesselys Genietaten. Schon bedauerte ich, daß ich das Revier der schattigen Kunstausstellungen verlassen hatte. Was hatte ich dafür eingetauscht! Aus dem Regen in die Traufe! Den täglichen, hier vielmehr althächtlichen »Schierlingsbecher« des Prager Tagblatts hatte ich zu trinken.

Mit diesem Becher hatte es folgende Bewandnis: Einige Jahre zuvor war ein Regierungsblatt gegründet worden, die »Prager Presse«, als Konkurrenzblatt gegen unser »Prager Tagblatt, mit Pressesubventionen des Staates reichlich versehen, vornehm oder doch vornehm tuend, dabei ohne eigentlichen Erfolg, ohne Nachhall im Publikum. In deutscher Sprache geschrieben, sollte dieses Erzeugnis den deutschen Oppositionsblättern den Wind aus den Segeln nehmen, von denen ja einige, namentlich die in der Provinz (im Sudetenland), scharf, ja manche boshaft negativ gegen den jungen Staat eingestellt waren. Das Prager Tagblatt dagegen säuselte ja nur Opposition, tat bloß so, im Herzen war es der Regierung durchaus nicht abhold, sofern diese nur für Ruhe, Vernunft und Schutz gegen den Pöbel sorgte – gerade deshalb aber, gerade aus diesen Freundschaftsgefühlen heraus, war Simta beleidigt, daß man in unsren Geschäftsbereich einbrach. In manchen Stimmungen war dies das einzige, was er der tschechischen Regierung verübte. Welche Rücksichtslosigkeit! Waren wir denn nicht dazu da, uns von oben her, mit etlichen geringen Vorbehalten allenfalls, zu »konstruktiven« Zwecken gebrauchen zu lassen, die wir altväterisch-menschenfreundlich billigten? Und nun dieses neue, so durchaus überflüssige Offiziosum! Zu Lasten des Steuerzahlers, zu mehreren Lasten der redlich um ihre Existenz kämpfenden privaten, nur auf sich selber gestützten Zeitungsindustrie. Ein Bastard, dem Stamm der undotierten Presse listig-gerweise aufgepfropft – er wurde täglich von Simta innerlich verflucht, äußerlich mit reizvollen Hohnreden totgelächelt. Die Prager Presse, nicht faul, schlug zurück. »Wün-

schen Sie täglich zum Frühstück eine Tasse Schierlingssaft serviert?« – das war das gut erfundene Motto, mit dem sie gegen die Oppositionsjournale (und auch wir gehörten nominell zu ihnen, trotz unserer Konzilianz) vom Leder zog. – Diesen Schierlingsbecher konnte mir nun allerdings auch das regierungsamtlich gestützte Prunkblatt nicht ersparen. Das Unheil war längst über den Kreis heimatlicher Streit- und Fackeltänze hinausgewachsen. Die ganze Welt raste einer Katastrophe entgegen; und alles bezog sich leider auch auf uns. Zu Ende, Idyll! Als Mussolini die wehrlosen Abessinier überfiel, sagte mir der Raseur beim Einseifen, mit jenem volkstümlichen Scharfblick, der die nüchtern-klugen Tschuschen auszeichnet: »Jetzt kommen wir an die Reihe.« Und im Völkerbund, im kraftstrotzenden England, bei allen Instanzen, von denen man Sicherung des Friedens gegen die täglich erstarkenden Faschisten in Deutschland, in Spanien, überall in Europa erhoffte – was geschah da? Immer das Dummste. Immer das Unrichtige. Jahrelang ging es so. Jedesmal traf das ein, was man befürchtet, wogegen man sich innerlich zur Wehr gesetzt hatte. Saarabstimmung – natürlich für Hitler. Bürgerkrieg in Spanien – natürlich für Franco. Es war wie verhext. Irgendeine Macht schien von der ganzen Welt Besitz ergriffen zu haben, die alles in die falsche Richtung drückte. Im unheimlichen Rußland, das eine Zeitlang Erlösungssterne oder doch ein Feuerwerk von verwandt anmutenden Substanzen steigen ließ, knüppelte bald Diktatur jede Menschenwürde und Freiheit nieder. Damals sagte Halben: »In diesem Kampf zwischen West und Ost, der sich vorbereitet, bleibt dem anständigen Menschen nur ein einziger Lebensraum – zwischen zwei Stühlen.«

Dagegen war nun freilich nichts mehr zu machen. Man hatte sich zu fügen, man war machtlos preisgegeben. Lebte man noch? War es nicht wiederum der Tod, nur in einer anderen Gestalt, nicht als hold winkende Edithfigur – der Tod, der sich ins Leben eingeschlichen hatte. Zeitgeschichte – so lernte ich damals praktisch erkennen, während ich unergiebige, meinen Wunschbildern nicht entgegenkommende oder sie kränkende Telegramme für Wessely umstilisierte – Zeitschichte, das ist das Langweilige, das uns umgibt und von dem trotz aller Langeweile unser Schicksal abhängt. Gerade darin liegt ja das Unerträgliche, daß etwas gleichzeitig langweilig und dabei so unendlich wichtig für uns ist.

Verzweiflung. Ich stehe in einem der langen weißen Korridore des Strafgerichtsgebäudes auf dem Karlsplatz. Meine Zeit als Rechtspraktikant. Einfache Bänke, an den Wänden aufgedonnerte ärarische Ornamente, sogenannte »Sezession« aus weißem Gips, parabolische Krümmungen, Kompositionen, unsagbar häßlich, die Kanten durch blanke Messingstäbe gesichert, über den pompösen glanzgestrichenen braunen Holztüren immer eine metallene Ziffer. Es sind die Ziffern der einzelnen Senate, die in versperrten Sälen über Leben und Tod der Prozeßparteien beraten und entscheiden. Die Parteien warten in den Gängen. Dazutun können sie nichts. Sie können nur warten – in höchster Spannung – und völlig einflußlos. Keine Information dringt durch die geschlossenen Türen der Säle. Nur irreführende Gerüchte über das, was drinnen vorgeht und worauf die Wartenden keinen Einfluß haben, werden ihnen manchmal durch bestochene Diener zugebracht. Meist sind es wertlose Lügen – Vermutungen schwirren auf, oft auch absichtliche Fälschungen, um das Publikum dieser oder jener Entscheidung geneigt zu machen – Propaganda. Genaues erfährt man nicht, obwohl schließlich unser ganzes Schicksal auf dem Spiel steht. – Damals, im Strafgerichtshaus war ich keine Prozeßpartei, war ein kleiner Beamter. Mein Vater wünschte, daß ich mich für die Laufbahn eines Advokaten vorbereitete; doch bald entließ ich auf die Kunstakademie. Ich fühlte mich zu sehr in die Herzen der Parteien hinein, wenn ich durch die Korridore strich und die bekümmerten Gesichter der Wartenden sah. Ich saß mit ihnen auf den harten Bänken, fürchtete, daß der Diener die Türe eines der Säle aufreißt und die Leute zur Urteilsverkündung hineinrufen würde. – Und jetzt erlebe ich das gleiche noch einmal. Hinter geschlossenen Türen wird über unser politisches Schicksal beraten. Irgendeine neue Art von Kanonen oder eine Allianz, unerwartet, irgendein Plan, ausgeheckt von wenig vertrauenswürdigen Machthabern, oder ein besonders freches Schlagwort zum Einfangen der Massen – und das Urteil gegen uns wird drinnen gesprochen – aufgrund solcher »Beweise«. Man hört uns nicht einmal an. Sieg des Feindes, Flucht oder Gefangenschaft, Folter, Rutenhiebe, das Kreuz.

So viel Düsternis – und über alles hin die gute Laune gestrichen wie ein Honigbrot. Das war das Prager Tagblatt. Man gab sich damals wohl sehr leichtsinnig. Warum? Nachdenken hätte Selbstmord bedeutet.

Dieser Zustand, der jahrelang ein Kribbeln dauernder höchster Erregung war – in meiner Erinnerung klärt er sich nicht. Immer wieder wenn ich zurückdenke, stoße ich auf neue Rätsel.

So habe ich noch gar nicht erwähnt, daß für mich doch zumindest an zwei Punkten des Pandämoniums vergleichsweise Ruhe herrschte.

Ich studierte mit dem Telefonisten Altmann, der ja nebstbei eigentlich ein zauberhaft aufgeschlossener Mathematiker und trotz seiner nur fünfundzwanzig Jahre ein großer Lehrer war. In der überhitzten Luft des »Vaterhauses« gab er mir Lektionen, so oft er zwischen zwei Anrufen eine oder zwei Stunden frei hatte. Meine alte Liebhabe, die Mathematik, hatte mich gepackt. Ich lernte die Theorie der Gleichungen und Determinanten, der unendlichen Reihen, die Funktionen einer komplexen Veränderlichen, wir lasen gemeinsam das bewundernswerte, nie zu Ende auszuschöpfende Werk »A Course of Pure Mathematics« des Cambridger Professors G. H. Hardy, das zugleich das Denkmal der höchsten Vornehmheit einer Menschenseele ist. Auch zu den schwingend klaren Geisteshöhen von Fraenkel's »Mengenlehre« machte ich einige Schritte hin. Hier war Frieden, hier war Ewigkeit, der nichts einen Schaden anhaben konnte. Hier regierte die sauberste aller Sauberkeiten, der Gegensatz zu aller Zeitgeschichte. Keine Fälschungen, keine Propaganda, keine Mache, keine Parteien – selbige Übereinstimmung des Geistes mit sich selber, für immer ungetrübte Wahrheit. Doch hierüber sage ich nichts mehr. Es liegt zu weit ab von dem, was nun zu berichten ist. Genug, daß ich daran dachte, mich in ein Kloster zu begeben. Ein weltliches Kloster sozusagen. Ein Kloster der Mathematik – wenn es etwas Ähnliches gab. Ein heiliges, von reiner Wahrheit erstrahlendes, unkonfessionelles Studienkloster der ewigen Gesetze. Oft träumte ich davon. Es ist mein innigster Wunsch geblieben – so wenig auch das Leben, das ich tatsächlich lebte, in der Richtung

liebes Wunsches voranschritt. Die zweite Ruhepause meiner Unruhe war von ganz anderer Art. Die tschechischen Diener machten mir Freude, mit ihnen kam ich besser ins Gespräch als mit meinen Kollegen. Über die Kollegen mußte ich immer zu sehr staunen – viel Bewunderung meinerseits war in diesem Staunen und nicht viel Kritik. Ich bin kein kritischer Mensch, kein sogenannter »Menschenkenner«, der alle, die ihm begegnen, auf den ersten Blick durchschaut. Bei mir geht das Kennenlernen eines Menschen sehr langsam vonstatten. Strichlein um Strichlein, es gelingt oft gar nicht – oder hat sich durch tausend Irrtümer durchzuwinden. Immerhin – ein wenig Kritik war von Anfang an dabei, wenn ich die achtenswerten »Publizisten« zu genießen hatte. Ich spaltete mich in Bewunderung und in Kritik. Hier, bei den Dienern, war es einfach. Kein Staunen, aber auch kein besonderer Anlaß zur Kritik. Wir verstanden einander. Es waren liebe Menschen – dabei auch sie alle ein wenig zum Exzentrischen neigend; im Dunstkreis des Prager Tagblatts neigte eben alles zum Exzentrischen. Da gab es den ehemaligen Herrschaftsdienstler, steif und würdevoll, er tat, als verstehe er keinen der Witze, die hier umherschwirten, blieb immer ernst, ein Mittelding zwischen altem Reitknecht und Butler. Er hielt von sich aus auf Distanz, auf die sonst hier niemand hielt. Das war Nowotny, dem man nachsagte, er könne zur Not auch das ganze Blatt allein machen – natürlich deshalb, weil er sich offenkundig um nichts kümmerte als um die Kaffees, Biere, Butterbrote und Wiener Schnitzel, die er holte. »Ein verborgenes Genie« nannte man ihn, ohne greifbaren Beweis. – Einer hieß Ambrosi und erzählte mit ungemeinem Zartgefühl von seiner Gefangenschaft im Ural während des Ersten Weltkrieges. Ich wußte nichts vom Volk. Es war ein Fehler meiner Erziehung gewesen, daß man mich von der naturhaft lebenden Masse ferngehalten hatte. Weder die Eltern noch der ältere Bruder hatten Zeit für mich gehabt. Wer weiß, vielleicht war ich nicht wert, daß man sich mit mir besonders befaßte. Immer war ich ein durch Einsamkeit verzärteltes, auf mich allein angewiesenes und daher naseweises Großstadtkind gewesen. Edith war die erste Menschenerscheinung, die mir treuherzig lieb die Hand entgegenstreckte. Vorher: – war ich je einmal mit dem wirklichen Leben in Berührung gekommen, stand ich ratlos da. Schon auf der Schützeninsel, dem Schauplatz meiner Kinderjahre, hatte das begonnen, sie war

für mich in eine aristokratische, gartenartig stille und eine lärmende wirtshausordinäre Hälfte zerfallen. Diese zweite Hälfte war mir fremd geblieben. Jetzt ergab es sich, daß ich die Erziehungslücke ein wenig schließen konnte.

Namentlich der Diener Kudrnatsch half mir dabei. Ich merkte, daß er etwas von einem Dichter an sich hatte. Er wußte es nicht, es bedrückte ihn nicht. Ein junger Mensch, blond und breitschultrig, die Gesichtshaut rot, zwischen Ohren und Nase wie Leder, gegen den Mund hin durch Falten menschlicher gestaltet – ein fünfjähriges »Engagement« bei der Fremdenlegion hatte er hinter sich. Im Atlasgebiet, wo die »Bicots«, die Eingeborenen, immer aufständisch waren. Er sprach gern und immer höchst kräftig, anschaulich, lustig von den Abenteuern dort, auch von den braunen zarten Frauen, die so anders rochen als bei uns. »Wie Gewürz.« Die ganze Sache hatte ihm gefallen, nicht nur der Frauen wegen.

»Und was ist denn eigentlich das Schöne dabei?« fragte ich ihn, wenn er unendlich viele kleine Geschichten zum besten gegeben hatte, die alle nur von schaurig häßlichen Dingen, von Hitze, Krankheit, Fieber, Mist, Stechfliegen, Kriegsgeschehnissen und barbarischen Strafen handelten. Er sah mich erstaunt an: »Nun – eben das Ganze. Wie soll ich's sagen? Daß man fertig ist. Man steht am Ende. Weiter geht's nicht. Schlimmer kann's nicht mehr kommen. Du bist da aufgepflanzt wie vor einer weißen Mauer, die grelle Sonne sticht dir in die Augen, sie tun dir weh und hinter deinem Rücken knackt es. Die Hähne der Gewehre sind das. Das Exekutions-Peloton macht sich fertig. Du stehst mit dem Rücken zu ihnen. Gleich wird das Kommando ertönen, sie werden dich erschießen. Oder du wirst im letzten Moment begnadigt, gerade du. Warum nicht? Es kommt vor. Und es liegt nicht an dir. Es ist das Geschäft der anderen. Überlaß es ihnen. Du mußt es ihnen ja überlassen. Und gerade das ist das Schöne. Daß du gar nichts machen kannst, nur warten.«

»Warum soll das schön sein?« fragte ich ihn, von seiner Schilderung so hingenommen, daß ich mir selber ganz einfältig vorkam und meinen eigenen offenen Mund spürte.

»Nun eben weil du nichts machen kannst«, widerholte er eigensinnig. »Weil du fertig bist. An dir liegt es nicht mehr. Du warte.« Das ist eigentlich dasselbe Gefühl, das ich durch die gipsenen Wartshallen des Gerichtsgebäudes trug, fiel mir

n. Aber bei mir war's Angst – bei ihm Befreiung. Er atmete tief auf. »Das gibt einem solch einen Abschluß.«

»Einen neuen Anfang, wollten Sie sagen.«
Er wurde nachdenklich. »Einen Anfang auch. Möglich, daß es das ist.« – Er schaute zur hell beleuchteten Decke des Oktogons empor. Es blieb ungewiß, ob ich von diesem Naturkind das »Stirb und werde« zu lernen hatte.

»Waren Sie zum Tode verurteilt?« fragte ich nach einer Pause.

»Nicht direkt«, grinste er. »Das ganze Engagement ist eine Verurteilung zum Tode. Manchmal wird das Urteil aufgehoben. Oder nicht vollzogen. Bei mir zum Beispiel – mich hat's nur ein Auge gekostet.«

»Ein Streit?«

»Ein Gefecht mit den Kabylen. Sie haben's mir herausgeschossen. – Wenige kommen so gut weg wie ich. Es gibt jeden Monat einen Palawatsch – in vorgeschobenen Posten. Da bleiben halt immer a paar liegen. Man kann nicht damit rechnen, daß man's und herauskommt, aus die fünf Jahr'.«
Erst während er die letzten Worte aussprach, wobei er sich genießerisch mit der Zunge über die Unterlippe fuhr, hatte ich bemerkt, daß das eine seiner beiden Augen starr war. Er sah meine Blickrichtung, er war das offenbar gewohnt. »Das hat mir der französische Staat zum Abschied geschenkt. Als Souvenir. Wollen Sie es aus der Nähe sehen? Ich kann's her austun. Es ist eine fabelhaft gute Arbeit, eine neue Pariser Erfindung.« Er machte eine Bewegung, als schluckte er heftig. Und schon lag das Glasauge in seiner Hand. – Das »Volk« scheint einiges von dem Grausen nicht zu kennen, das uns erfüllt. Es ging mir durch den Kopf, wie schön der Mann in seiner Art um Tod und Todesangst herumgekommen war. Ich konnte mich trotz allem nicht bezwingen, den großen Edelstein in die Hand zu nehmen, den er mir hinhielt. Doch faßte ich mich und dankte höflich, ehe ich meiner Wege ging.

In der Nacht nach elf Uhr dominierten die Diener in den halbleeren Räumen. Es wurde dann zuzeiten in dieser seltsamsten aller deutschen Redaktionen mehr tschechisch gesprochen als deutsch, da nun auch die tschechischen Kollegen kamen, eingeschworene Feinde tagsüber, Freunde bei Nacht. Man saß bei Wessely, spielte Karten, trank. Wessely

selber arbeitete – wie schon erwähnt – ungestört, eisern, doch in den Pausen, in denen die Meldungsstöße aussetzten, zeigte er sich gern geneigt, etwas aus dem Sagenkranz des Blattes zum besten zu geben, auf den er wie kein anderer stolz war, namentlich vor den Fremden, den Besuchern. Die Besucher zeigten sich ihrerseits erkenntlich, regalierten uns mit den in ihrem Kreis berühmten Geschichten über die Wechselfälle des journalistischen Betriebs. Daß diese Dinge sozusagen Berufsgeheimnisse blieben, nie in der öffentlichen Polemik der Zeitungen gegeneinander verwendet wurden, obwohl die Politiker aller Blätter einander sonst die übelsten Anschuldigungen an den Kopf warfen: das gehört zu den Wundern, an denen jene scheinbar nüchterne, im Kern aber, man sage, was man wolle, geheimnisvolle Zeit zwischen den beiden Weltkriegen reich war. – Die Herren Tschechen also, unsere Gegner tagsüber, legten in Wesselys Koje tüchtig los. In einem ihrer führenden Organe hatte es einen jungen Parlamentsreporter gegeben; jetzt war er seit langem sozialdemokratischer Minister der Republik. Der hatte seinerzeit aus dem kaiserlichen Wien zu berichten. Wieder einmal war in den Stürmen der Badeni-Zeit der österreichische Reichstag aufgelöst worden. Der smarte Reporter schickte ein volkstümliches Telegramm: »Reichstag aufgelöst. Diäten im Arsch.« Für die vielen Parlamentarier, die der betreffenden Redaktion angehörten, war damit das Wichtigste, das Aufhören ihrer angenehmen Bezüge, kurz und bündig zusammengefaßt. Das Telegramm kam an, vermutlich hatte man es auf dem Postwege der Adresse wegen nicht zensuriert. Der alte verrufene Polizeistaat Österreich war ja im Vergleich mit dem, was wir später erlebt haben, ein ideal freies Gebilde. – In der Redaktion wurde über den vorstadtmäßigen Wortlaut viel gelacht, der Leiter der parlamentarischen Rubrik fügte den Text gutgelaunt ins Blatt. Wußte, daß der Chef der Setzerei schon das Entsprechende streichen und ändern würde. Die Setzer dachten: Warum sollen die Korrektoren nicht auch was zu lachen haben? Und setzten das Telegramm wörtlich. Der erste Korrektor gönnte dem, der nach ihm die Revision las, einen Spaß, gab die Schnurte unverändert weiter. Und so wollte immer der eine, daß auch die nächsten sich amüsieren sollten. Am Morgen lasen die erstaunten Abonnenten in ihrem Leibblatt, mit großen Lettern: »Der Reichstag ist aufgelöst . . .« und so weiter, bis zum Schluß. Großer

nach in der Redaktion, der freche Wiener Reporter sollte augenblicks aus Partei und Posten ausgestoßen werden. Da er, so wurde erzählt, ein dicker Selchmeister in die Redaktion gekommen: »Ich bestelle zehn Abonnements, für mich und meine Angestellten. Da ist endlich ein Blatt, das die Wahrheit sagt.« – Und der künftige Minister war gerettet. Ach das war Minister Bechyně, rief Wess, der in Personellen nicht zu schlagen war. »Das ist derselbe, der beim Bankett zu seiner silbernen Hochzeit eine Rede hielt, in der er auch seinen sechszwanzigjährigen Sohn erwähnte. Der hatte, zu väterlichem Ärger, am Tage der repräsentativen Veranstaltung, die ihn gelangweilt hätte, eine Dienstreise vorgeschützt und sich gedrückt. Statt seiner war eine Entschuldigung eingelangt. So ein Schlingel«, erklärte der Minister den betretenen Gästen, »bei der richtigen Hochzeit, wo er nicht hätte da sein sollen, war er da. Und heute, wo er da sein soll, ist er nicht da.«

Auch Helbrecht, der als Ersatz für Andriusch vom zweiten zum ersten Musikkritiker aufgerückt war, gab sich als großer Geschichtenerzähler kund. Sein Gedächtnis ging in noch etwas ältere Schichten der Prager Tagblatt-Historie zurück. Damals war es hier in allerlei Schlendrian noch höher hergegangen als jetzt. »Nix als Juxen« – das geflügelte Wort stammte aus der nur noch wenigen bekannten Ära. Mit solchen Gesprächen waren wir schon in die Femina-Bar übergesiedelt; Helbrecht, ich und Wess, der rasch noch die Meldung über ein Europa voraussichtlich in Schutt legendes Ereignis mit hastigem Griff an die Blattspitze versetzt hatte. Die Nachricht war in letzter Minute gekommen. Wess hatte die ganze Ordnung der entscheidenden ersten Seite kühn umzuschmeißen.

Er keuchte und tobte noch, er trank schon und suchte in Zoten und tollten Reminiszenzen seine Art von schwerlastendem Vergessen. Der neue erste Musikreferent half ihm über die Grenze, in ein luftiges Reich. Helbrecht kannte das alte Prag wie kein zweiter, er spiegelte die Zeit wider, in der Werfel, von seinen Freunden gedrängt, im »Café Arco« plötzlich seine göttlichen Verse deklamiert hatte, zuerst leise, rücksichtsvoll, dann die Melodie seiner Orgel unbewußt verstärkend, in Schwung kommend, zur Freude der Tafelrunde, doch zu Empörung und Entsetzen der ahnungslosen Mitbürger an den Nebentischen, die in Ruhe ihre Zeitungen lesen

wollten. »Noch tanzt Bronislaw« brach Werfel los. Und das andere Gedicht:

»Träne, klarer Planet! Hier leben wir,
Leben in Gnade, sind nichts als Lied.«

Werfel, der Student mit dem breiten Schubertkopf, mit der nicht großen, aber mächtigen unteretzten Gestalt, mit dem zarten blauen knabenhaften Blick und dem frei hervorbrechenden Lachen – Werfel wußte alle seine Gedichte auswendig, viele unter ihnen, die nie gedruckt wurden. Er sprach sie mit drohender Stimme, die dicken weißen Fäuste geballt, aus schrägem Antlitz, den Blick in eine ferne Ecke des Raumes sendend, mit einem Male fuhr die dunkle Stimme eine Oktave hinan, noch höher, ein italienischer Tenor trompetete süßes Entzücken in die Welt. Und die Gäste beschwerten sich beim Oberkellner, der, selber ein stiller Verehrer des jungen Stammgastes, in einige Verlegenheit geriet.

Helbrecht war mit Werfel auch oft bei »Gogo« gewesen, in dem später als »Trauerhaus« besungenen Freudenhaus, mit dem großen Salon, den schmalen hohen Spiegeln in halb-schwärzlichen Goldrahmen zwischen den immer sorgfältig mit Jalousien und roten Samtportieren abgedichteten Fenstern. In den Séparées des Etablissements knallten Champagner-Fontänen. Doch diese Prunkräume, die in Werfels Lyrik als »parfümierte Vestibüle« fortlebten, waren außerhalb studentischer Reichweite, die sich mit dem allgemeinen Salon, seinem Klaviergeplärr und den tanzenden Damen zu begnügen hatte. Hier debattierte man bei Lagen schwarzen Kaffees und bei Melniker Wein über Kierkegaard, Augustinus und die letzte Theaterpremiere, die halbnackten Mädchen bildeten bunte Reihen mit den knabenhaften Philosophen, stellten gelegentlich praktischere Fragen, zum Beispiel über den jüngsten Ballklatsch in der »ersten Gesellschaft«, über den sie erstaunlich gut unterrichtet waren, und es gehörte zum guten Ton, nicht zu bemerken, wenn eines der Paare für eine halbe Stunde verschwand, »aufs Zimmer ging«, all das zusammen eigentlich eine Art Höllenunterhaltung, ein teuflisches Gebräu, dessen ich erst dann entwöhnt wurde, als Edith in mein Leben eintrat.

Noch einige Jahre vorher hatte Helbrecht den journalistischen Anfänger Egon Erwin Kisch in die verrufenen Gäß-

hen der Prager Altstadt und im Morgengrauen ins »Café Montmartre« begleitet, wo der blasse Kellner, der nur um einer Blässe willen Hamlet hieß, an eine Säule gelehnt den Betrieb geschäftskundig überwachte – dort gab es billigere Mädchen als im Etablissement Gogo, die aber immerhin frei, nicht kaserniert und dementsprechend intelligenter waren. Ins »Montmartre« kamen sie mit ihren »Hirten«, den Zuhältern, öfters steigerte sich die Unterhaltung zu Messerstechereien. Hier regierte die »Galgentoni«, im Original Tonka Šibenice genannt, von der es hieß, daß sie einmal ins Kriminallgefängnis geholt worden war, als einer in der Nacht, che er erhängt wurde, den letzten Wunsch äußerte, der ihm freigegeben war: trinken, fressen und ein Mädel. Alle hatten sich angstvoll geweigert, nur sie war gegangen. Kisch hat dieses gutherzige Geschöpf später durch eine seiner Meistererzählungen und einen vielgespielten Einakter berühmt gemacht. Damals war sie vorerst noch aus eigenen Kräften populär und der blutjunge Adept sonnte sich in ihrem zweideutigen Ruhm, er tanzte mit ihr den Schlapak, den Prager Apachentanz, und dessen Abart, den Wrschowak. Dabei schnitt er eine faltenreiche Grimasse, behielt die Zigarette im Mundwinkel und den Hut schief auf dem Kopf, das Mädchen sah ihn starr an, wie hypnotisiert, krallte sich an seinen Frackaufschlägen fest (denn oft kam man von einem der hochnoblen Bürgerbälle und beendete die Nacht im »Montmartre«) – aus Übermut hob Kisch die Beine wie beim Cancan hoch, was aber nicht zur Tanzfigur gehört und von der sachverständigen Umgebung gebührend mißbilligt wurde. Dann tanzte er richtig, die Miene ernst und verderbt, mit der Partnerin Wange an Wange, das Gesäß nach auswärts vorgestoßen – von Zeit zu Zeit Wechselschritte einschubend, bei denen das Paar sich löste und chassierte, bis es sich in rascher Wendung wieder zusammenfand.

Ein Teufelskerl, dieser Kisch! – Ich hätte selber von ihm erzählen können, denn »Egonek« war mein Mitschüler gewesen. Mit Werfel allerdings war ich nie zusammengetroffen. Auch mit Kafka und Max Brod nicht, die, wie es hieß, nur ganz selten einmal im »Café Arco« auftauchten – nur wenn man sie sehr darum bat, ließen sie sich ausnahmsweise dazu überreden und erschienen dann fast immer gemeinsam. – Aber ich hatte noch den alten Rilke gesehen, nicht den Dichter, sondern seinen Vater, den eleganten Schwerenöter

mit dem weißen, nach zwei Seiten auseinandergebürsteten Vollbart. Wenn am Sonntagvormittag in jenen alten Zeiten die Bürgerschaft sich spazierenderweise auf dem »Graben« erging – man nannte das den Grabenbummel –, nahm der Alte, der wie ein strammer Kavallerieoffizier in Zivil aussah, auf sein Stöckchen gestützt, an der Wende des Korsos Posto, beim »Brüchel« oder beim Pulverturm, und sah den wohlbehüteten hübschen Mädchen mit tiefen Blicken ins Gesicht, vor denen sie erröteten. Er war nur ein simpler Beamter der österreichischen Nordbahn, aber jeder hätte ihn für einen französischen Haudegen, einen im Feld ergrauten Marquis und Armeekommandanten des großen Ludwig gehalten. Er fehlte nie bei dieser Parade der jungen städtischen Schönheiten. »Der alte Rilke ist da, der Bummel ist eröffnet«, hieß es an jedem Sonntagvormittag, wenn nur der Himmel ein halbwegs brauchbares Wetter beistellte.

Damals war ich auch mit Kisch im »Montmartre« gewesen, in dem sich die tschechische Bohème mit der deutschen traf, in dem die Malschüler nie fehlten, in dem wir uns gemeinsam gegen Morgen an der scharfgewürzten »Drščrkova«, der Kuttelflecksuppe, erlabten. Auch dort wurde philosophiert, wie bei Gogo. Es gehörte zum eigensten jener Zeit, daß Geist und Körper gleichzeitig freigegeben wurden. Ich erinnerte mich an ein Gespräch, in dem einige Atheisten ihre Argumente prasseln ließen und namentlich Kisch den lieben Gott wiederholt zur Strecke brachte, bis eines der Mädchen in Tränen ausbrach. Man fragte sie, was ihr fehle. »Ich verstehe nicht«, klagte sie, »warum sie den armen alten Mann nicht leben lassen wollen.«

Dieses Wort ist mir dann noch lange im Kopf herumgegangen.

Viele Jahre waren seither verstrichen, das fröhliche alte Prag war versunken und mit unseren Erdentagen schien es immer weiter abwärtszugehen, bis hierher, ins Gegenwartig-Bittere, in einen Zustand, in dem die Unglücksnachrichten sich nur so überkugelten, indes wir in Angst auf das Ende, das Herannahen Hitlers, die Besetzung, den letzten tödlichen Hieb warteten und ihn nicht abwenden konnten. Mich aber hatte das Schicksal dazu ausersehen, das Unheil berufsmäßig in kleinen Dosen in Empfang zu nehmen, es zu bessen, und unter Wesselys Oberaufsicht dem Publikum in gefälliger Form weiterzureichen.

Und nun saß ich also, nach der heiligen Pause der Edithjahre, wiederum in einem Nachtkloak, allerdings ganz anderer Art, nicht intim und verrauht, sondern weiträumig gehliffet und elegant, in der Bar »Femina«, zu der man aus einer Passage über glänzend beleuchtete Stufen unterirdisch an einer Batterie von rasselnden Spielautomaten vorbei hinaabstieg. Ich ging damals noch nicht jede Nacht aus. Manchmal hielt ich mich am Telefonisten Altmann und an seiner Mathematik fest. Doch meist war ich zu müde, um nach der schweren peinvollen Arbeit zu den Höhen des Himmels und den transzendenten Gleichungen emporlugen zu können. Helbrechts Geschichten waren dann die richtige Kost. Ich hörte nur zu, war wie vor den Mund geschlagen. – Übrigens erinnerte ich mich, je mehr der Kritiker von den Streichen jener Zeit erzählte und »wie man sich unter das Volk gemischt habe« – erinnerte mich, daß gerade Egon Erwin und etwas in seinem Wesen mich von diesem ganzen Treiben, von dieser besonderen Weise, dem Volk angeblich näher zu rücken, abgehalten hatte. Ich war nämlich frühzeitig darauf gekommen, daß Kisch im »Montmartre« eigentlich eine Komödie aufführte, wenn er mit den armen Straßenmädchen vertraulich tat – im Grunde wollte er nur uns, den Bürgersöhnen, zu denen er selber gehörte, damit imponieren. Wir saßen in unseren neuen schönen Frackanzügen an einem Extratisch, drüben tanzte Kisch mit einer Jindra oder Marschka, aber er zwinkerte eitel zu uns herüber, als wolle er sagen: »Nun, wie mache ich das? Großartig – wa? wie? – ein Hausbesitzerssohn, und rede mit den Chonten wie mit meinesgleichen – wa? wie?« Sicherlich fühlte er in seinen guten Stunden mit ihnen und sann darüber nach, wie Abhilfe zu schaffen sei; aber Eitelkeit und Pose waren mit im Spiel. Die Mädchen bildeten den Rahmen, der ihn aus der Menge langweiliger Bürgerjungend heraus hob.

In vollendeter Weise beherrschte er den Lebensstil dieser Halbwelt; und dies zum Sprungbrett für seine literarische Karriere zu benutzen, war er fest entschlossen. Es trat so deutlich in Erscheinung, daß es schmerzte. Indes trübte dies nicht seine Talente. Im Gegenteil: er war ein brillanter Witzzerzähler, der trefflichste Gesellschafter, ein herzlicher Kamerad. – Oft genug hatte ich feststellen können, daß man Menschen gegenüber, die die seltene Gabe besitzen, eine ganze Tischrunde zum Lachen zu bringen, hinterher unge-

recht ist, sie als flach abtut – wahrscheinlich rächte man sich unbewußt auf diese Weise für den Zauber, den sie eine Zeitlang auf uns ausgeübt haben. Vermutlich bin ich jetzt auf gleiche Art gegen den lieben Egonek ungerecht.

Es gab keinen zweiten wie ihn. Man schritt sich danach, mit ihm auszugehen, zu »jauchzen«; man war glücklich, wenn er loslegte. Die Sympathie der bürgerlichen Stutzer, die er anführte, und der Straßenmädchen, die für ihn schwärmten, war meistens echt. Echt auch von seiner Seite, unbeschadet aller Eitelkeit und Berechnung, die sich störend einmischten – wie selten gibt es eben reine Farben im Leben! Es war aber unverfälscht komisch, wenn Kisch, ins Café Montmartre eintretend, den »Mädchenhirten«, den Louis spielte und zu einem der Mädchen, die ihn alle sofort jubelnd umringten, sagte: »Heut hast du mir nichts verdient, scher dich weg!« – was alle in Gelächter ausbrechen ließ. Und Egon Erwin stimmte mit ein. Es war ein absichtlich albernes Lachen, das Erstaunen und Verlegenheit affektierte, als habe er unbeabsichtigt etwas Blamables gesagt, als habe er sich bei einer Redensart ertappt, die er selber nicht recht begreifen könne. Das Lachen des dummen August: »Wa? – Wie?« – Hatte Kisch eine Anekdote erzählt, pflegte er noch in den Beifall hinein die nächste mit den Worten anzuschließen, die damals seine »Erfindung« waren, heute freilich schon etwas abgegriffen klingen: »Schlecht ist auch folgender Witz...« In sein Eigentum gehörten auch Wendungen wie: »Er hat zwei Millionen oder noch weniger.« »Das kostet fünf Kreuzer oder noch mehr.« »In hundert Jahren wirst du das verstehen oder noch früher.« – Gern führte er die folgende Szene vor. Er drückte eine Münze an eine fremde Stirn und behauptete, daß sie da bliebe, so lange er wolle, kein Zwinkern, kein Runzeln der Stirn könne sie entfernen. »Willst du es mal probieren, Tonka?« Er preßte nun die Münze an die Stirn des Mädchens, nahm sie aber sofort wieder weg, mit einem seiner taschen-spielerischen Tricks, in denen er gleichfalls groß war. Es sah nun sehr drollig aus, wie das Mädchen die Stirn runzelte, das Gesicht verzog, um die Münze loszuwerden, die sie zu spüren glaubte. Die Hände wurden ihr dabei festgehalten. Bis alle Kolleginnen ihr Gelächter nicht länger bremsen konnten. Doch das war schon eine der Varianten seines Frauentiestes, in der er sich über die Mädchen, die ihm treu anhängen, eigentlich lustig machte. Sie nahmen es ihm keineswegs übel,

er verstanden einen Spaß und lachten am herzlichsten, am herzlichsten selber mit. So jene, die er um ihren Namen fragte. »Ich habe einen so ordinären Namen, Herr Redakteur«, sagte sie errötend. Denn vor ihm, den sie verehrten, erröteten sie oft und gern. Das Mädel hieß Wlasta Podkalská; und Podskal war damals eine Vorstadt an der Moldau, in der die Flößerknechte wohnten. »Geruhen Fräulein etwa Prdelová zu heißen?« erwiderte Kisch sehr höflich und formell, unter allgemeinem Hallo; Prdelist im Tschechischen der nicht gerade salonfähige Ausdruck für den Hintern. – Es war ein Stück Verhöhnung in der volkstümlich derben Farce; aber nichtsdestoweniger blieb Egonek in den Augen der armen Mädel von der Gasse der »Retter«; so nannten sie ihn – denn dank der Verbindungen, die er als Reporter mit der Prager Polizei unterhielt, konnte er mehr als eine aus dem Arrest ziehen, wo sie acht Tage absitzen und Aborte zu waschen hatten, wenn man sie bei nächtlicher Streife ohne Büchel oder ohne Vermerk über die letztfällige ärztliche Visite faßte.

All dies lebte in mir auf, wenn Helbrecht erzählte. Gleichzeitig kam mir zum Bewußtsein, wie sehr sich das Nachleben Prags seit jener Zeit verändert hatte – und heute, während ich das schreibe, ist es ja wieder ganz und gar anders geworden. Der Chronist würde sein Objekt nicht wiedererkennen. – Damals nun, zwischen 1930 und 1935, war gleich nach Ende des Ersten Weltkrieges durch die neu entstandene Republik die kasernierte Unzucht längst abgeschafft worden. Im Etablissement Gogo hatte man anfangs noch mit vielen andern, die man nicht gerade dort suchte, auch Jan Masaryk antreffen können, den klugen, lebensgenießenden Sohn des Staatsgründers und edlen Puritaners, den Außenminister in einer späteren Phase des Staates. Er nahm das Leben gern beim Schopf, der fröhliche Jan, dem dann ein so grauenhafter Tod beschieden sein sollte. Er gehörte zu denen, die im Separée den Sekt in süßen Fontänen aufsteigen ließen. Doch eines Tages blieb er aus. Der Eigentümer des Etablissements hatte die unglückliche, wenn auch patriotische Idee gehabt, in einer Nische des Stiegenhauses eine Büste des verehrten Staatspräsidenten aufstellen zu lassen, von rosa und grünen Glühbirnen stimmungsvoll umkränzt. »Jetzt kann ich nicht mehr herkommen«, erklärte Jan traurig. »Es geht einfach nicht, wenn der Alte zuschaut.« Ohne Zusammenhang mit dieser

verbürgerten Episode, doch bald nachher trat das Gesetz in Geltung, das alle Bordelle abschaffte. Nun schossen unzählige neue Weinstuben aller Kategorien und Preislagen auf, Bars, Nachtcafés, Kabarets, Amüsierbetriebe mit ihren »Sexualbeamtinnen«, wie Professor Halfen sagte, noblere Danksants wie diese »Femina« und andere Rendezvousorte nach Art des berühmten Café Sterba, von dem noch die Rede sein wird. Die Prostitution quoll über, erfüllte ganze Stadtviertel. Immerhin war die unwürdige dumpe Sklavenwirtschaft vorbei; es konnte nicht mehr vorkommen, daß ein frisches Landmädchen von einem der verkommenen schlauren Patschas eines »geschlossenen Hauses« am ersten Abend ihrer Prager Wirksamkeit einen Riesenvorschuß bekam, für den ihr lächerliche halbdurchsichtige Seidenkleider geliefert wurden (sie kam sich in ihnen vor »wie ein Engel«), – und nun hatte sie jahrelang zu tun, um diesen Vorschuß abzuverdienen, wobei die Polizei nur allzuoft dem Gläubiger und Frontvogt die Mauer machte. Diese Fesseln also wurden gesprengt. Es war eine schmerzliche Freiheit, die den Mädchen nun beschert war, aber immerhin die Freiheit; und ganze Gruppen der Klügsten, Energischsten konnten sich in ein helleres menschenwürdiges Leben hinausretten.

Es kam freilich Nachschub. Die Altäre der Venus waren davor behütet, unbeschickt zu bleiben. Nur die Formen hatten sich gewandelt, vielleicht ein wenig vermenschlicht, alles war komplizierter, unübersichtlicher geworden – und wenn um nichts anderes, so doch um eben diese Unbestimmtheit besser, um das Fehlen der bedrückenden Uniformität. In der Femina-Bar nun verkehrten die Königinnen der Gilde. Viele brachten ihre Kavaliere mit, andere kamen, um Bekanntschaften zu machen. Es gab Cognacs, Cocktails, gute französische Weine. Ein Jazzorchester rüttelte an den Grundmauern des Rhythmus, Chansonetten und Ballerinen schaukelten lächelnd heran, Jongleure, Komiker servierten ihre Späße – in den Pausen zwischen den Kunstgenüssen gab es allgemeinen Tanz. Man saß an offenen Tischen im weiten Kreis um das grell strahlende, dann plötzlich halbverdunkelte Tanzparkett. Eine Reihe halboffener Logen bildete den Abschluß. Hinter ihnen führte ein schmaler Gang zu Séparés; für alle Situationen und jeden Geschmack war vorgesorgt. Nach dem Theater, nach Konzerten kamen auch Ehemänner mit ihren angeregt lachenden Frauen oder Freundinnen, jun-

es gesundes Publikum. Das war der erste Schub, die Geliebtheitsbummler. Wenn wir schlapp und verärgert aus dem Büro von unseren Schierlingsbechern herkamen, war diese harmlose Schicht schon versickert, die der Ausgepöchten, der passionierten Nachtvögel, denen nichts anderes mehr möglich war, als sich bis zur Sinnlosigkeit zu betäuben.

In der Femina-Bar sah ich zum erstenmal Karly. Ich sprach nicht mit ihr, ließ mich ihr nicht vorstellen, obwohl Helbrecht behauptete, sie gut zu kennen. Ich sah sie nur von weitem, sah gleichgültig müde zu, wie sie mit einem der Eintänzer sich herumschwang – ich ahnte nicht, welche Bedeutung diese Frau für mein künftiges Leben haben würde. Sie hat es ja dann völlig aus den Angeln gehoben. Doch in der »Femina« machte sie zunächst, offen gesagt, gar keinen besonderen Eindruck auf mich. – Habe ich nicht schon gestanden, daß meinen ersten Eindrücken nicht zu trauen ist, daß die Einwirkungen neuer Menschen, denen ich begegne, bei mir nur sehr langsam und auf Irrwegen zur Geltung kommen? »Herr Kollege haben das bereits vortrefflich notiert«, würde Professor Halfen sagen. Und vielleicht murmelnd hinzusetzen: »Mit Genuß und Belehrung gelesen.« – Nun, Karly hob sich also für mich durchaus nicht aus der Menge heraus. Sie hatte auch wirklich nichts Auffallendes an sich. Später erkannte ich, daß gerade das ihre Besonderheit war: nicht aufzufallen, durchaus distinguirt auszusehen, ganz anders als die meisten dieser übermütigen Mädchen. Sie trug ein graues Tailor-made-Kostüm, sehr gut geschnitten, hochelegant, aber damenhaft dezent, das helle Pfeffer-und-Salz-Muster des Stoffes tat den Augen wohl. Sie war überhaupt nicht oder nur sehr schwach geschminkt. Wenn sie aufstand, um zu tanzen, legte sie artig die Jacke ab, dann verniet die leichte, armellose bunte Bluse aus Seidenimprimé, gelb, rötlich, graublau, die jugendlichen Formen ihres straffen Körpers, und die Arme, weiß wie ein eben aufgeschnittener Apfel, glänzten schlank in lieblicher Rundung. Das Gesicht aber erschien mir gewöhnlich, etwas stumpf, uninteressant. Ich hätte mich vielleicht überhaupt nicht um sie gekümmert, hätte mich Wess nicht mit den Worten: »Die ist die Schönste hier«, auf sie hingewiesen. Ich meinte, das sei wohl übertrieben. Es gebe hier eine solche Menge junger schöner Mädchen.

»Na hören Sie«, piff Wess durch die Lippen. »Es scheint, daß Sie davon nichts verstehen.« Und der Musikreferent bekräftigte, als handle es sich um eine allen gemeinsame, nicht zu bezweifelnde Feststellung: »Die verrückte Karly ist die Schönste.«

»Und warum: die verrückte?«

»Sie heißt eben so«, brumnte Helbrecht mißgelaunt. Er hatte an diesem Abend mit Simta Krach gehabt, weil er sich gewei-gert hatte, unmittelbar nach der Operaufführung seine Ein-drücke zu Rotationspapier zu bringen. »Das muß sich in mir erst setzen«, war seine Meinung. Und Simta darauf: »Bei Ihrem Avancement habe ich Ihnen gesagt: ich weiß, daß Nachtkritik eine Idiotie ist. Ich kenne alle Argumente und bin von ihrer Richtigkeit überzeugt. Etwas Gutes kann bei der überstürzten Schreiberei nicht herauskommen. Zugegeben. Ich bin nun aber mal solch ein Idiot und bestehle auf der Nachtkritik. Bei kleineren Events, wie Sie sie bisher bespro-chen haben, ist es egal. Oper aber und erstklassige Konzerte: Nachtkritik. Wir sind keine wissenschaftliche Akademie. Der Bürger will beim Morgenkaffee wissen, wie es ihm gestern im Theater gefallen hat.«

Man hatte nur Ärger mit dem eigensinnigen Simta, der bei all seiner scheinbaren Nachgiebigkeit im Grunde eigentlich nie nachgab. Eisenfäuste in Seidenhandschuhen: das war Doktor Simtas Wappen. Nicht nur dem eigenen Blatt, allen deut-schen Zeitungen schrieb er sein Gesetz vor. Denn aus Kon-kurrenzgründen mußten nun auch sie ihre Referenten zwin-gen, diesen Unfug mitzumachen.

Die Nacht verging unter den Zornausbrüchen des abgebrüh-ten und doch, wie man sah, nicht genügend gefestigten Kri-tikers. Inzwischen hatte ich das Mädchen weiterhin beobach-tet. Sie sprach mit ihren Tänzern in der lebenswürdigsten Weise, lachte, erzählte lebhaft, doch leise. Es gab keinen Stillstand in der Unterhaltung. Dabei blieb sie immer anmu-tig, fein, maßvoll, gleichsam im Rahmen bürgerlicher Gesel-ligkeit. Man sah, daß sie mit einem der Herren gekommen war. Doch immer andere drängten sich heran. Es machte den Eindruck, als ob ihr Freund zwar ungern, aber unter einem innern Zwang ihr die Erlaubnis erteilte, mit andern zu tanzen. Nach einem Solo mit dem Gigolo wurde ihr sogar ganz allgemein applaudiert.

»Sie ist eine Allumeuse«, warf der alte Kritiker trocken hin.

Ich liebe die fertigen Formeln. Eine Frau, die die Männer erst entzündet. Und das alles mit dieser freundlichen heiteren Unterhaltung? überlegte ich. Es blieb mir rätselhaft – doch eines jener Rätsel, an denen man vorbeigeht, ohne ihre Auflö-sung zu verlangen.

Man darf nicht glauben, daß ich schon damals mit Leib und Seele zum Klüngel jener Schwarmgeister gehörte, die den Zauberbezirk des Prager Tagblatts am liebsten überhaupt nicht verließen und die das Nachtleben als einen Bestandteil ihrer Arbeit in der Zeitung, ja als eine Art von notwendiger Ergänzung dieser Arbeit empfanden. Redaktion, und nach-her die Mädchen plus Alkohol. In den Mauern des lärmvollen Gebäudes in der Ahornstraße fühlten sich die Redakteure auf seltsame Weise beglückt und geschützt; doch außerhalb des Blattes gab es nur ein Auslaufen der im Beruf zuhöchst angespannten Kräfte, ein allmähliches Abebben und dazu den Blick in eine wirre Vergnügungswelle. Und dicken dumpfen Schlaf zu guter Letzt, bis wieder die Stunde kam, in der man ins Vaterhaus zurückkehrte, wie man zu sagen pflegte. Dort war einem nestwarm zumute, die Redaktion blieb bei all ihrem deutlich Fehlerhaften immerhin ein geistiges Ge-bilde von besonderer Ausprägung und Anziehungskraft. Halfen hatte übrigens mit seiner versteinerten Floskel vom »Vaterhaus« unwillkürlich auch eine Art von Infantilismus getroffen, der all diese Menschen zusammenhielt. War doch bekannt, daß Kronprinz Rheintaler nach seiner mühsamen und differenzierten Arbeitsleistung nachts beim Schlafenge-hen mit alten Puppen, Zinnsoldaten, Kinder-Kramläden zu spielen pflegte. Sie mußten auf seinem Nachttisch stehen. Anders konnte er nicht einschlafen.

Nicht dies also war meine innere Richtung. Ich tat vorläufig nur so mit; die Verzei-fung über all das Böse, das aus den Telefonmuscheln spritzte, hatte mich langsam ausgehöhlt. So war ich schwach geworden. Doch immer noch betrach-tete ich meine Verbindung mit Ediths Seele und mit den Höhen der Mathematik (diese beiden Bezirke bildeten für mich eine Einheit) als das einzig Wichtige meines Lebens. Konnte ich mich einmal einige Stunden lang dem gemeinsa-men Kult der vergangenen Liebe und der ewigen Zahlen hingeben, so fühlte ich mich froh, fühlte mich – so nannte ich es mit einem nicht ganz dem Wortsinn entsprechenden Aus-druck – tugendhaft. Seltsam nur, daß gerade nach solchen

tugendhaft verbrachten Tagen die entsetzlichsten Träume mich anfielen. Das machte mich mir selber verdächtig – ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht. Ich sagte mir: Es liegt da ein besonderes Mißgeschick vor oder ein innerer Mißstand, ein Fehler, eine Unordnung der Seele, eine Krankheit. Den ganzen Tag über strebe ich nach Reinheit, suche immiten des Unflats meine Gedanken zu beherrschen, es scheint mir auch, als ob es mir manchmal gelänge, als ob ich lange Strecken unter guten Sternen wandelte, wie einst in Ediths Zeit. Aber wenn ich dann einschlafe – welche eine Verstortheit fällt über mich her! Der »tugendhafte« Mann wälzt sich in häßlichen Vorstellungen von Begräbnissen und sinnlosen Zeremonien, die den Angstschweiß ausbrechen lassen. Diese Alpdrücke und Traumgreuel waren mit ein Zeichen dafür, daß ich mich trotz aller Mühen um das Gute nicht auf dem rechten Wege befand. Aber das sah ich erst später ein, als einige Umstände eintraten, die meinem Leben eine neue Wendung gaben.

Karly

Wenn ich mich recht entsinne, kam es folgendermaßen: Die »verrückte Karly«, die ich zum erstenmal in der Femina-Bar gesehen, aber noch nicht kennengelernt hatte, schien wieder einmal ihrem Namen Ehre machen zu wollen, so distinguirt sie sich im allgemeinen zu benehmen pflegte und sich durch ihr vornehmes kluges Auftreten von den andern Mädchen der Zunft abhob. Dann aber zerriß plötzlich ihr sonst recht wohlgezogen tuendes und verhältnismäßig ruhiges Dahinleben. Wieder einmal sprach man in allen Nachlokalen von ihr: Sie hatte sich in der Bar öffentlich versteigern lassen.

»Wer mich will, kann mich heute nacht haben.« Es war ein richtiger obszöner Skandal. Nicht mit lauten Angeboten und Hammerschlag war die Prozedur erfolgt; doch das änderte nichts am Wesen des Vorgangs. Während die Musik spielte, waren zwei Kellner von Tisch zu Tisch gegangen, einer rechts, der andere links herum, und hatten huschend, flüsternd die Offerten eingesammelt, die man ihnen ins Ohr tuschelte. Karly saß hochmütigen Gesichts, ab-

weisend, in ihrer Loge mit Kavalieren und Mädchen, die auch sonst ihr Gefolge bildeten. Ruhig unterhielt sie sich mit ihnen, als ob die ganze Angelegenheit sie nichts anginge. Doch die Kellner sorgten inzwischen dafür, daß das jeweils höchste Gebot im Saal bekannt wurde. Und dann verschwand Karly, ohne mit der Miene zu zucken, mit dem beglückten Höchstbietenden, während man sie sonst meist als »letzten Gast« erst bei Schließung des Lokals das Tanzparkett verlassen sah. Jeder wußte, warum es ging. Karly hatte den ersten Betrag für einen lungenkranken Pianisten bestimmt, dem sie einen Sanatoriumsaufenthalt ermöglichen wollte. Sie kannte den begabten jungen Mann gar nicht. Aber sie war zufällig im Konzert gewesen, als dieser Clemens Mysliwetz die Appassionata spielte und während des letzten Satzes, im Fieber der hämmernenden Akkorde, ohnmächtig vom Sessel stürzte. Das hatte einen so mächtigen Eindruck auf sie gemacht, daß sie sich zugeschworen hatte, ihm zu helfen. Daher die Versteigerung, die sich an drei aufeinanderfolgenden Abenden wiederholte. Am vierten wurde sie von Polizeideckten verhindert, die, wie es hieß, auf Grund einer Anzeige des Bankdirektors Schunz eingriffen – des einzigen, den Karly von Anfang an ausdrücklich vom Wettbewerb ausgeschlossen hatte. Er gefiel ihr nicht, Punkt. Ohne nähere Grundangabe. Dabei war er ein junger, gebildeter, recht hübscher Mann. Niemals hatte er einen Zusammenstoß mit ihr gehabt, hatte sie nie beleidigt. Der Grund für ihre Abweisung wurde nie bekannt. Die heringebrachte Summe war übrigens schon nach drei Nächten so groß, daß Karly ohne Angabe ihres Namens eine mehrmonatige Behandlung des Musikers im ersten Institut des Landes sicherstellen konnte. Leider starb Mysliwetz noch während der Kur.

Dies also war die »verrückte Karly« – wozu man wissen muß, daß es im Café Sterba und in der Femina-Bar auch noch eine andere Attraktion gab, die gleichfalls Karly hieß, zum Unterschied aber die »schöne Karly« genannt wurde. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß die verrückte Karly nicht auch schön war. Ihre Gestalt war vielleicht sogar prächtiger gemeißelt als die der schönen Karly; ihr schlanker, mittelgroßer Körper stellte ja überhaupt etwas Unvergleichliches, ja Vollkommenes dar. Aber ihr Gesicht hatte, zumindest für den ersten Blick, eine gewisse Stumpfheit, eine beirrende Ungelmäßigkeit, die sich bei öfterem Sehen freilich gleichfalls